

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 86 (1960)

Heft: 3

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

155

WERNER WOLLENBERGER

Wolly's Sieben-Tage-Buch

Mittwoch:

Endlich! Nun gumpen sie auch bei uns! Dank sei dem «Blick». Wenn ich ihn nicht zufällig an einem zurückgezogenen und verschwiegenen Ort des Cafés T. entdeckt hätte, dann wüßte ich nichts vom Zuge der Zeit, unter den nun glücklicherweise auch die schweizerische Prominenz gekommen ist! Auf dem Titelblatt gumpet mir da nun aber der Stadtpräsident von Zürich ins baß (und fürbaß) erstaunte Gesicht. Gleich darunter gumpen Völi Geiler und Walti Morath, während Tibor Kasicus und Heidi Abel erst auf Seite fünf gumpen.

Das Heidi gumpet ganz besonders attraktiv. Es hat die Knie so abgewinkelt, daß man glaubt, nur der obere Teil Heidi gumpet.

Wieso solches?

Deformation professionelle? (Vom Heidi sieht man ja fast immer nur das ansagende Gesicht und dessen angrenzenden Gebiete.) Oder: ist mit den Beinen etwas nicht in Ordnung?

Ich kann mir's nicht vorstellen. Der Erfinder der Jumpolologie, Mister Halsman, behauptet doch, man verliere gumpenderweise die Kontrolle über sich selbst und so gebe eigentlich nur die Aufnahme des gumpenden Menschen den wahren Menschen wieder.

Nun weiß ich indessen jedoch auch, daß die Beine der Heidi durchaus akzeptabel sind. Eventuell sogar mehr als dies.

Warum versteckt sie dieselbigen dann?

Fürchtet sie am Ende, man finde ihre Beine attraktiver als ihr Gesicht und lasse sie deshalb fürderhin ansagen. Die Beine!

Da braucht sie keine Angst zu haben. Schon deshalb nicht, weil sich doch Beine nie in genügendem Ausmaße versprechen könnten ...

Donnerstag:

Anruf eines Polizisten: ob ich meinen Wagen am 8. November zwischen vierzehn Uhr fünfzehn und fünfzehn Uhr zwanzig in der Linth-

Escher-Gasse auf Höhe des Hauses Nr. Soundsoviel ...

Pardon: wissen Sie, wo Sie sich am 12. Dezember abends sieben Uhr dreißig bis zweiundvierzig befunden haben?

Eben!

Ich teile diese bescheidenen Reflexionen dem Polizisten in leicht erbittertem Tone mit.

Er bleibt überraschend freundlich. Er sagt: «Natürlich ist das schon ein bißchen lange her, aber wir müssen eben fragen!»

Und dann will er noch Namen, Adresse und weitere Daten meines Privat-Lebens wissen.

Und dann wünscht er mir sehr nett noch nachträglich «e guets Neus». Ich schmelze hin.

Ich bin gerührt.

Ich weine fast.

Zum Glück setzt er mich anschließend noch davon in Kenntnis, daß er mich leider verzeigen müsse.

Ich atme auf.

Halbe Wunder sind leichter zu ertragen denn ganze!

Freitag:

Cabaret-Premiere im Zürcher «Hirschen». Name des Cabarets ... Pardon: des Kabarettes: «Arche Nova». Titel des Programmes: «Carmina Urana». Man muß gebildet sein, bevor man nachkommt. Ich meine, beim Titel. «Carmina Burana» heißen die Lieder, deren erste Niederschrift man in Kaufbeuren fand.

Er ist bei dem Sudelwetter,
das uns trüb und trostlos stimmt,
gleichsam unser Lebensretter,
der die Sorgen von uns nimmt.



88

Tilsiter



Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch!



Also handelt es sich wohl – Orff bestätigt den Verdacht – um bayrische Lieder oder etwas in dieser Preislage. Bei den Liedern der «Arche Nova» handelt es sich um Uran-Lieder. Für Kreuzworträtsel-Löser: «Uran», unentbehrlicher Rohstoff bei der Herstellung von Atombomben.

Fünfmal weisen die Leute von der Arche moderner Ausgabe darauf hin, daß sie als «Partisanen des Geistes» gegen die Atombombe sind. Ich bin überzeugt, daß es ihnen ernst ist.

Nur: wer schwärmt eigentlich sonderlich für die Atombombe? Ich meine für die mutwillige Anwendung derselben?

Sie vielleicht?

Ich habe – anlässlich dieses Programmes – mitunter das Gefühl, die Aussage-Kabarettisten stellten zu Beginn ihrer Nummernfolge eine symbolische, selbstgemachte Tür auf die Bühne, um sie daraufhin mit Schwung einrennen zu können. Eine Atom-Nummer hätte es auch getan.

Fünfe sind nämlich zuwenig.

Trotzdem: viel Positives in diesem Programm.

Vor allem der Leiter der Truppe, Hans Dieter Hüsch, ein intellektueller Clown, ein komischer Missionar, ein metaphysischer Hanswurst und Hans-Dampf-in-allen-Gassen.

Auch eine begabte Frau.

Und das weitaus Hübscheste: zwischendurch Nummern, die eine unbändige Lust am Spielerischen und Wortspielerischen verraten.

Desgleichen: Mut zum reinen, selbstzweckhaften Blödsinn. Ulk, Non-sens an sich.

Das reißt mit und hin.

Das gibt es nämlich – leider! – in unseren nüchterneren, sauberern und schwerfälligeren Programmen nicht. Wir ersetzen Artistik des Wortes gerne durch Artistik der Körper. Insofern wäre da etwas zu lernen.

Samstag:

Heute wäre Kurt Tucholsky siebzig Jahre alt.

Ist das ein Anlaß zu einer Feier? Kaum, denn von rechtswegen müßte der Mann an seinem siebzigsten Geburtstag noch unter uns sein.

Lebendig.

Stattdessen liegt er irgendwo in Schweden unter einem verwitternden Stein.

Eines unguten Tages hat er es nicht mehr ausgehalten und hat sich ganz von selber fortgemacht.

Man muß heute ein paar Minuten an ihn denken, denn wenn man in humoristisch-satirischen Blättern schreibt und Cabaret betreibt und Glossen von sich gibt, dann hat man viel von ihm gelernt. Fast alles hat er einem beigebracht, der große Tote.

Wenn man einmal zwei anständige Zeilen in anständigem Deutsch zu stande bringt, dann ist es sein Verdienst.

Schade, daß er nur in seinen Schülern weiterschreibt.

Er hätte es selber so tausendmal besser gekonnt.

Man muß an ihn denken, heute. Und ihm danken.

Und dann muß man sich über seinen Verlust hinwegtrösten, indem man «Rheinsberg» in die Hand nimmt und liest und lächelt und lacht und zum Schluß wohl auch ein wenig weint.

Aber wissen Sie: so vergnügt weint.

Sonntag:

Dem Winter sollte der Einzug in die Städte verboten werden.

Bitte sehr, draußen in der freien Natur, in den Wäldern und auf den Bergen, da soll man ihm alle Freiheiten geben. Da soll er seine Künste zeigen dürfen.

In den Städten aber wird er zum hoffnungslosen Dilettanten. Sein Schnee bedeckt die Dächer nicht mit Regelmäßigkeit, es bleiben da immer dunkle Stellen und so sehen die Hüte der Häuser bald aus wie die Körper zerbissener Katzen.

Auf den Straßen wird sein Schnee ein ekelerregender Brei, bräunlich, ein abstoßendes Wolken-Exkrement. Aus den hübschen Frauen, die sich ja nie warm genug anziehen können, weil sie immer wieder in zu warme Räume kommen, macht er häßliche, blau-beinige Wesen mit Gesichtern so rot wie gewisse hintere Körperteile gewisser Zoobewohner.

Man sollte den Winter nicht in die Städte lassen.

Montag:

Ein anonymer Brief.

Du liebe Zeit, wie ich das mag! Nicht etwa, daß ich etwas gegen Feigheit habe. Feigheit ist ein Zeichen für wohlfunktionierende Phantasie. Nur der Phantasievolle kann sich eine Vorstellung von drohenden Gefahren machen. Nur er ahnt, daß dieses Leben der gefährlichsten eines ist.

Aber: wieso teilt mir einer seine Meinung mit und steht nicht dazu? Was kann ich ihm denn schon antun?

Werde ich zum Richter laufen?

Ich werde nicht!

Werde ich ihn ohrfeigen?

Wozu? Ich liebe meine rechte Hand und in der linken habe ich nicht viel Kraft.

Also: warum schreibt er aus dem Hinterhalt?

Seine Meinung, so interessant sie an und für sich sein könnte oder sogar auch sein mag, ist doch schon von vornherein entwertet. Es ist ja gar keine.

Frage: wozu schreibt er dann überhaupt?

Um mich zu ärgern?

Vielleicht!

Aber das mißlingt ihm recht eigentlich.

Zugegeben: die Form seiner Mitteilung macht mich wütend. Aber die

Mitteilung selbst kann mich nicht treffen. Sie verpufft.
Immerhin: auch die PTT muß leben.

Dienstag:

Ich werde alt.
Beim Witze-Erzählen hab' ich's gemitert.
Wir saßen zusammen, ein paar Schauspieler und so, und wir gerieten ins Erzählen von Witzen.
Da war aber auch eine Schauspiel-Schülerin dabei. Sehr langhaarig und sehr jung. Knapp achtzehn.
Sie wollte sich beteiligen.
Sie gab einen ersten Witz zum besten.

Nach der ersten Zeile wußte ich, daß ich ihn schon kannte.
Ihr zweiter war ähnlich geartet.
Der dritte desgleichen.
Und plötzlich merkte ich, daß ich alle diese Witze auch mit achtzehn erzählt hatte.

Frage: gibt es keine neuen Witze mehr, oder werde ich alt?
Oder beides?

Das eine wie das andere ist nicht sehr ermutigend.

Uebrigens, kennen Sie den da:
Ueber eine amerikanische Autobahn flitzt ein amerikanischer Wagen von amerikanischem Ausmaß und mit den üblichen amerikanischen Phantasieformen. Er fährt bedeutend schneller als es auf dieser Strecke erlaubt ist.

Der verfolgende Polizist muß auf seinem Motorrad zwanzig Minuten kämpfen bis er den Phantasiewagen eingeholt hat.

Das Vehikel bremst.
Der Mann am Volant dreht die Scheiben herunter, neigt sich hinaus und fragt sehr unschuldig:

«Bin ich etwa zu rasch gefahren?»
Der Polizist schüttelt den Kopf:
«Nein! – Sie sind nur zu tief geflogen!»

Uralter Witz, nicht wahr?



Darf ich vorstellen?

Neulich ist über das Parlament von Zürich wieder einmal die Kultur gekommen.

Das kann vorkommen. Weder Gemeinde- noch Kantonsräte sind gegen Anfälle von Kulturbewußtsein gefeit.

So sehr sie sich auch meist darum bemühen.

Ich meine: gegen sie gefeit zu sein. Es ging um die schweizerischen Dramatiker.

Walter Alvarez Keller, selber Schriftsteller (und gar kein so unorigineller) warf dem Schauspielhaus von Zürich vor, es berücksichtige das dramatische Schaffen aus eigenem Boden zu wenig.

Zu diesem Zweck legte Herr Keller statistisches Material vor. Außerdem stützte er sich auf mündliche und schriftliche Mitteilungen von Dramatikern, deren Werke niemals das Rampenlicht des Schauspielhauses erblickten.

Ich weiß nicht recht, ob Herr Keller seine Attacke zu Recht ritt. Ich weiß es wirklich nicht.

Ich weiß nur: man könnte dem Schauspielhaus von Zürich gravie-

rendere Unterlassungssünden nachweisen.

Doch das ist eine andere Sache. Und eigentlich geht es mir auch gar nicht um die Attacke selbst. Sondern um einen Seitenheb, den Herr Keller im Verlaufe der Diskussion führte.

Er richtete sich gegen die Aufführung von Werken des Bert Brecht, geboren 1898, gestorben 1956, Verfasser etlicher Bühnenwerke nicht unbekannter Natur.

Brecht, auch das weiß man, war Kommunist.

Deshalb, so glaubt Herr Keller, darf man ihn nicht aufführen.

Leider hat er anlässlich dieser Forderung etwas übersehen. Brecht war nämlich nur zweitens Kommunist. Erstens aber war (und ist) er der größte deutsche Dichter dieses Jahrhunderts.

Das ist nun einmal so, da kann man gar nichts machen, das schleckt auch der größtzungige Westentaschen-McCarthy nicht weg.

Und wenn man es ganz genau überlegt, dann war Brecht wohl als Dichter größer denn als Kommunist.

Was in seinen Stücken Parteidoktrin war, wird vergehen wie ein Rauch überm Dach, wie ein Wind überm Wald.

Was bleibt, ist seine Dichtung. Und heute, meine ich, sind wir im Westen bereits soweit, daß wir Dichtung und Doktrin voneinander unterscheiden können.

Ein gewisses Erwachsensein vorausgesetzt.

Doch ich will da auch keine Brecht-Diskussion vom Zaune reißen. Das sollen andere, Gescheitere tun.

Mir ist – anlässlich der stadtparlamentarischen Kulturdebatte – nur eingefallen, daß ich unter meinen Schallplatten eine besitze, die ich Ihnen einmal vorstellen könnte.

Darf ich?

Danke!

Sie heißt: «Lotte Lenya singt!»

Lotte Lenya?

Für die Jüngeren unter uns ist das kein Begriff mehr.

Und auch die Älteren wissen wohl wenig von ihr.

Sie ist, so mag man sich vielleicht noch erinnern, früher einmal in den Uraufführungen von Brecht-Stücken auf – und für seine Songs eingetreten. Mit einer cognac-rauen, rauchverhangenen Stimme und mit überraschend reinen und hohen Kopftönen, die gar nicht zu dieser Stimme zu gehören schienen.

Und sie war – Eingeweihte wissen es vielleicht noch – die Frau von Kurt Weill.

Kurt Weill?

Das ist doch derjenige, der ... warnen Sie einmal ... hat der nicht ... den «September-Song» ... stimmt's? Es stimmt: den «September-Song» hat er auch komponiert.

Und denjenigen von «Mack the Knife» auch.

Aber das ist das wenigste.

Mehr ist, was Kurt Weill komponierte bevor ihn die Nazis zur Emigration zwangen.

Vor allem hat er Texte von Bert Brecht in Musik gesetzt. Und Lotte Lenya hat sie gesungen. Niemand hat sie besser gesungen als Lotte.

Sie lebt noch, drüber in New York. Und sie hatte geschworen, daß sie niemals mehr in deutscher Sprache singen werde.

Man konnte das fatale Versprechen nur zu gut verstehen.

Nun hat sie es doch gebrochen und nun gibt es diese hinreißende Langspielplatte der großen Drei des deutschen Chansons.

Deutsches Chanson?

Deutscher Song?

Sie sehen: da stimmt etwas nicht. Da muß dem deutschen Adjektiv «deutsch» ein fremdsprachiges Hauptwort beigegeben werden, weil es sonst nicht geht.

Soviel über die Schwierigkeiten des deutschen Song-Chansons.

Brecht, Weill und die Lenya wußten, wie es gemacht wird.

Hören Sie sich diese Platte an! Hören Sie auch meine beiden Lieblinge ...

Nein, hören Sie meine drei Lieblinge!

Der erste: «Lied der Seeräuber-Jenny». Besser kann man das Lied des Mädchens, das hinter der Theke seine Gläser und Teller auswisch und das sich nach der Freiheit sehnt, nicht mehr singen. Das ist naiv, unschuldig, hinterhältig, rachsüchtig und hilflos zugleich. Das hat die Größe der Einfalt.

Dann: «Sorabaya-Johnny», vielleicht liegt das Chanson auf der Grenze zum anrüchigen deutschen Schlager-Lied. Vielleicht, vielleicht ist es nicht ganz frei von falscher Sentimentalität. Vielleicht, vielleicht hat dem Brecht und dem Weill da ihr deutsches Innenleben einen kleinen Streich gespielt. Vielleicht, vielleicht liegt der Song hart am Rande der weiten Gefilde des Kitsches. Manchmal ist mir, als liege er ...

Aber: wie die Lenya das macht! Wie sie die Geschichte vom Herzensbrecher Johnny vor sich hinweint, ohne zu weinen, aber die Tränen doch immer schon in den Augenwinkeln, ganz zuvorderst. Und wie sie zwischendurch eine Stinkwut auf sich selber hat, weil sie so weich war und es immer noch ist und für immer sein wird. Der Herzensbrecher hat ihr das Herz, das Genick und die Stimme gebrochen. Und den Stolz, und das ist das Schlimmste für sie.

Kitsch?

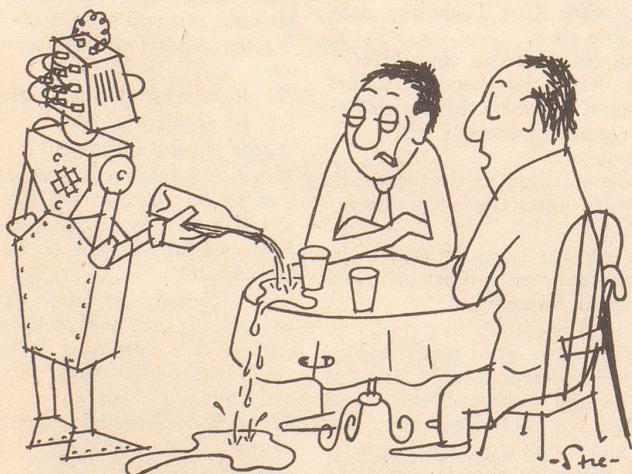
Vielleicht!

Aber:

Kitsch, durch Ritterschläge des Dichters, des Musikers und der Interpretin geadelt?

Schließlich: «Ballade vom ertrunkenen Mädchen».

Meine Herren Stadt- und Gemeinderäte, meine Herren Hexenjäger:



«Chasch nidemal reklamiere, si verschaht nume russisch.»

nehmen Sie sich vier Minuten Zeit!
Hören Sie sich diese Ballade an!

«Als sie ertrunken war und hinunter-schwamm
von den Bächen in die größeren Flüsse schien der Opal des Himmels sehr wundersam

als ob er die Leiche begütigen müsse.»

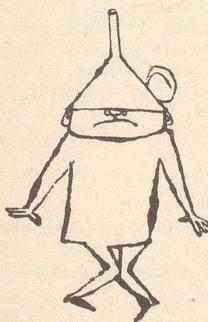
So beginnt sie, diese Ballade, die eine der schönsten ist, die je in deutscher Sprache geschrieben ward und in der es Zeilen von einer letzten und schmerzenden Schönheit gibt wie diese:

«Und der Himmel ward abends dunkel wie Rauch und hielt nachts mit den Sternen das Licht in Schweben.»

Zu diesen Worten eine sehr moderne Choral-Musik von Weill und dazu die Stimme der Lenya, klar, rein, dunkel wie der rauchige Abendhimmel mitunter, opalfarben auch.

Hören Sie zu, wenn Lotte Lenya singt.

Und seien Sie anschließend ruhig ein wenig traurig darüber, daß da einmal drei Menschen einen Weg zum deutschen Chanson beschritten, den keiner weiterging.



Das Echo

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Und weil ich – letztes Jahr dürfte es gewesen sein, so gegen Dezember hin – mit geschwungener Schreibmaschine ein bißchen über den «Blick» hergefallen bin, habe ich meine gerechte Strafe bekommen. Und zwar in Form einer kleinen Sint-Flut von Zuschriften.

Ich habe mich – ehrlich gesagt – beinahe ein bißchen geniert. Irgendwie empfand ich es als nahezu unfair, daß sich auch nicht ein einziger Brief für den «Blick» eingesetzt hat.

Nun, die Leute, die den «Blick» lieben, haben dafür wahrscheinlich dem «Blick» selbst geschrieben und ihn in herzlichen Worten ihrer großen Sympathie, ihres ewigen Wohlwollens und ihrer immerwährenden Liebe versichert.

Nicht ohne dem «Nebelspalter» im allgemeinen, dem «Rorschacher Trichter» im besondern und dem bös-bösen Wollenberger im ganz speziellen einige Ochsnerkübel vor die Türe zu stellen.

Respektive den Inhalt dieser geistigen Abfall-Eimer. Jedenfalls war es so im «Blick» des öfteren zu lesen.

Es war sogar verblüffend rasch zu lesen.

Der «Nebelspalter» erscheint mittwochs und bereits am folgenden Tage war die erste spontane Reaktion im «Blick» abgedruckt.

Der Mann, der sie verfaßt hat, muß sehr eilig gehandelt haben. Es hat ihm gewaltig pressiert. Und sogar das Geld für das Expreß-Porto hat ihn nicht gereut.

Anders ist es ja gar nicht zu erklären, daß die Leser-Zuschrift so rasch abgedruckt war.

Das heißt: es gäbe natürlich schon noch eine andere Erklärung, aber die äußere ich nicht, weil es mir schließlich egal ist, ob die spontanen Leser-Briefe im «Blick» von spontanen «Blick»-Lesern oder von quicken Redaktionsmitgliedern verfaßt werden.

Ihr Niveau wird dadurch nicht wesentlich beeinflußt.

Ja, also: ich habe sehr viele Briefe erhalten, die mich ihrer Sympathie versicherten und mir Schützenhilfe im zu erwartenden Partisanenkampfe offerierten.

Ich habe mich da allerdings etwas gefragt: soll man die Diskussion um dieses Blatt fortsetzen?

Soll man – in bezug auf dieses Blatt – nicht besser ein Blatt vor den Mund nehmen?

Absichtlich und ganz freiwillig. Weil nämlich die Gefahr besteht, daß man den Leuten und ihrem Erzeugnis noch Reklame macht?

Ich habe mir die Sache überlegt und ich bin zum Schlusse gekommen, daß man nicht soll. Es tut ganz gut, wenn man von Zeit zu Zeit wieder einmal eine Bemerkung fallen läßt, wenn man ein Wort einwendet, einen Kernsatz von sich gibt.

Die Gefahr besteht nämlich, daß man über dem bisher regelmäßigen Erscheinen des Blattes die Gefährlichkeit der Erscheinung an und für sich vergißt.

Der Ärger über solch ein Ärgerstück öffentlicher Natur darf nicht punktuell sein.

Er muß zu einer Linie werden. Zu einer Front-Linie, in der guter Geschmack aufsteht gegen Ungeschmack und Seite an Seite mit allen guten Geistern gegen Ungeist in Zeitungs-Format kämpft.

Deshalb werde ich von Zeit zu Zeit ein paar der Zuschriften veröffentlichen und ich beginne heute mit einer, die mir besonders große Freude gemacht hat, weil sie von einer Dame und dann erst noch einer sehr jungen kam.

Bevor ich zitiere ein «Merci».

Es gilt Herrn Ernst Wahli, einem Gewerbe-Lehrer der Stadt Bern. Der hat die Schüler von zwei Klassen veranlaßt, offene Briefe an die Redaktion des «Blick» beziehungsweise an die «AG für Presse-Erzeugnisse» zu schicken.

Als die rund dreißig bis vierzig

Brief-Aufsätze dann geschrieben waren, hat sich Herr Wahli anders besonnen.

Er schrieb mir:

«Sie werden leider auf den ersten Blick feststellen müssen, daß ich mich des Amts-Mißbrauches schuldig mache: Die Briefe sind nämlich gar nicht an Sie, sondern an die Redaktion des «Blick» gerichtet. Aber denen tut es kaum weh, was man über sie sagt, und Ihnen tut es vielleicht wohl, zu vernehmen, daß doch viele junge Leute von besserem Stoff sind, als man so ohnehin gerne annimmt.»

Es tut wohl!

Und deshalb vielen Dank, Herr Wahli!

Und vielen Dank auch jenen Gewerbeschülern, deren Brief ich nicht veröffentlichte.

Denjenigen von Fr. Magdalena W. veröffentlichte ich jedoch und hier ist er auch schon:

«An die Redaktion des «Blick»,
z. H. von Dr. F. v. Schumacher.

Ich habe mich lange bemüht, Ihnen eine passende Anrede zu widmen. Leider verbietet mir diesmal die Höflichkeit, das Ergebnis dieser Bemühungen niederzuschreiben. Sie stellen Ihre ganze, an der Universität erworbene Bildung großherzig und, sei's gedankt, unverbindlich zur Verfügung, um dem Schweizervolke eine aufschlußreiche, interessante Lektüre zu bieten. Sicher sind Sie, in Ihrer Liebe zum Volk, gerne bereit, darüber auch die Meinung des Geringsten anzuhören. Ich habe den «Blick» von nahe ge-

sehen und weiß nun ganz genau, was Blicke sagen können. Mit meinen umfassenden Kenntnissen Ihres Herzblattes gestatte ich mir festzustellen, daß die Brille Ihres Geschmackes angelauft und der Blick Ihres werten Gewissens stark umnebelt ist.

Um auch ein wenig von meinen Blicken zu sprechen, sie sind verdüstert von den Tränen des Beileides für Sie. Sicher ist es bedrückend, Skandale und Skandalen zum Lebensinhalt zu haben.»

Pardon, hier muß ich eine kleine Zitter-Pause einschalten, denn jetzt wird es juristisch erfaßbar, denn es folgen Vergleiche aus dem Reiche der Natur und verwandter Gebiete.

Der nächste Absatz ist aber wieder abzudrucken:

«Ich nehme an, Sie verspüren große Lust, diese Zeilen unter der Rubrik «Des Lesers Wort» erscheinen zu lassen. Ich stelle sie Ihnen liebend gerne zur Verfügung.

Indem ich Sie mit aufrichtigem Bedauern grüße, sende ich Ihnen die besten Wünsche zum Untergang Ihres «Blickes». Magdalena W.»

Schnell fertig ist die Jugend mit dem «Blick»!

Teils von Goethe, teils von mir. Immerhin: das Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen uns beiden dürfte für einmal erfreulich sein. Möge das veränderte Zitat auch in dieser Form stimmen!

Und zwar möglichst allgemein und möglichst rasch! Auf Wiedersehen!



«Nein, aufbessern kann ich Ihnen nicht, aber ich bewundere Ihren Mut.»